

Eine Rose ist eine Rose ...

Zur Rolle und Funktion von Metaphern
in Wissenschaft und Therapie

Herausgegeben von Hans Rudi Fischer

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**

Hans Rudi Fischer

Die Metapher als hot topic der gegenwärtigen Forschung

Zur Einführung

Angeregt durch viele interessante Ergebnisse der Metaphernforschung der vergangenen zwanzig Jahre, ist das Thema »Metapher« inzwischen zu einem »hot topic« in verschiedenen Wissenschaften avanciert. Die Frage, was eine Metapher ist, welche Rolle sie in der menschlichen Kognition spielt, hat durch Hypothesen und empirisches Material aus der kognitiven Linguistik einen ungeahnten Auftrieb bekommen. Inzwischen ist eine fast unüberschaubare Flut von Publikationen zur Metapherntheorie und Metaphernforschung erschienen.

Unter dem Titel »Eine Rose ist eine Rose ... Zur Rolle und Funktion von Metaphern in Wissenschaft und Therapie« veranstaltete das Heidelberger Institut für systemische Forschung im Mai 2002 ein Symposium, um neuere Ansätze und Erkenntnisse der Metaphernforschung zu einem interdisziplinären Dialog zusammenzuführen. Wenn man die disziplinären Diskurse zum Thema Metapher überblickt, wie sie in Literaturwissenschaft, Linguistik, Psycholinguistik, Kognitionspsychologie, Philosophie und Hirnforschung seit vielen Jahrzehnten geführt werden, so fällt eine bisweilen autistische Geschlossenheit auf. Der Autismus zeigt sich insbesondere in der philosophischen Reflexion der Metapher. Die Forschungsergebnisse aus der Psychologie, insbesondere der Kognitionspsychologie und deren jüngstem Ableger, der kognitiven Linguistik, werden in der Philosophie kaum zur Kenntnis genommen (Ausnahmen wie beispielsweise Debatin (1995) bestätigen die Regel). So wird Stählins Buch *Zur Psychologie und Statistik der Metapher* von 1914 immer wieder auf die Idee reduziert, dass beim Hörer das »Bewusstsein der doppelten Bedeutung« zum Verstehen der Metapher vorhanden sein müsse. Dabei fasst Stählin in diesem Buch nicht nur den damaligen psychologischen Forschungsstand zur Metapher luzide zusammen – man staunt, welche Ideen die Psychologen am Ende des 19. Jahrhunderts bereits hatten –, sondern entwickelt Ideen, die zunächst Karl Bühler in seiner Sprachpsychologie zur Metapher aufgegriffen hat und die dann mehrere Jahrzehnte später unter dem Namen Interaktionstheorie (Richards, I.; Black, M.) Karriere machten, nur dass man 1914 noch von Wechselwirkung und nicht von Interaktion spricht. Von Stählins Buch ließen sich direkte Bezüge und Keimideen ableiten, die zur kognitiven Linguistik führen.

Die *kognitive Linguistik* hat sich als eigenständiger Forschungsbe-

reich aus Linguistik, KI-Forschung und Kognitionspsychologie etwa in der Mitte der Siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts entwickelt. 1980 wurde dieser Forschungsansatz durch George Lakoff und Mark Johnsons Buch *Metaphors we live by* (dt. *Leben in Metaphern*, 1998) einem größeren (amerikanischen) Publikum bekannt. Inzwischen ist dieses Buch zu einem Klassiker der kognitiven Linguistik geworden und hat viele daran anschließende empirische Forschungen und Kritik ausgelöst. Die Autoren haben im Verlauf der vergangenen Jahre ihre Theorie mehreren Revisionen unterworfen. Metaphern fungieren – in ihrer Theorie, die in weiten Teilen konstruktivistisch argumentiert – als handlungs- und erkenntnisleitende Schemata (Modelle), sie erzeugen neue Wirklichkeiten und modifizieren oder verändern etablierte Glaubens- bzw. Begriffssysteme. Unser Denken ist demnach von Grund auf metaphorischer Natur, Metaphern organisieren unser Erleben, unser Fühlen und unser Verhalten. Von daher wäre es für das Selbstverstehen und das Verstehen anderer wichtig, die grundlegenden Metaphern zu kennen, nach denen wir unser Leben (mehr oder minder unbewusst) strukturieren und ihm Sinn geben. Metaphern sind für Lakoff und Johnson (auch in ihrem neusten Buch: *Philosophy in the Flesh*, 2000) in elementaren *körperlichen*, präbegrifflichen Erfahrungen gegründet, die bereits vor dem Spracherwerb gemacht werden, so dass ein abstrakter Begriff über eine Metapher mit konkretem sinnlich erleb- und erfahrbarem Inhalt gefüllt werden kann. Diese Überlegungen der kognitiven Linguistik spielten in vielen Beiträgen des Symposiums (wie bei Liebert, von Glaserfeld, Buchholz in diesem Band) die Hintergrundmusik.

Wie kam es zu dem auf den ersten Blick eher arabeskenhaften Titel:

»Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose ...«? Was, kann man fragen, hat Gertrude Stein mit Metaphern zu tun, was haben Rosen mit Metapherntheorie zu tun, was hat Gertrude Stein mit Rosen am Hut?

In der Literatur ist mit der *Rose* eine Metapher über viele Jahrhunderte – wenn nicht Jahrtausende – lebendig gehalten worden. Die Rose verbindet als Metapher nicht nur den mittelalterlichen Philosophen Abaelard mit seiner Schülerin Heloise, sie verbindet diese dramatische Liebesgeschichte auch mit Ecos Roman *Der Name der Rose*, mit dem der Rose ein großes postmodernes Denkmal gesetzt wurde. Dort führt der hintersinnige Zeichentheoretiker Eco dem Schriftsteller Eco die Feder: »Stat Rosa pristina nomine, nomina nuda tenemus ...« (Eco 1982, S. 635). Die Rose von einst ist uns allerdings nicht nur als nackter Name, als semantische, lexikalische Leiche erhalten geblieben, sondern als *Metapher*, die immer wieder neu belebt worden ist und werden kann – wie gerade Ecos Roman wunderbar zeigt. Bekanntlich leben Totgesagte länger, und das gilt nicht nur für die Moderne: Die Rose ist tot, es lebe die Rose! Die Königin der Blumen ist also in Literatur und Poesie nach wie vor sehr lebendig.

Auch in der Geschichte der Metapherntheorie sticht die Rose als hoch resonante Metapher – schon bei Aristoteles – förmlich ins Auge. In vielen Artikeln und Büchern über die Metapher wird die Rose als beispielhafte Metapher behandelt und analysiert, was zeigt, dass das metaphorische Potenzial von »Rose« längst nicht erschöpft ist. Von daher wäre es nahe gelegen, die Rose zum Leitbild, zur Leitmetapher des Symposiums zu machen. Der Titel zum Symposium fiel mir aber ein, als ich im Mai 2001 im Garten unseres Institutes eine wunderbar blühende rote Rose entdeckte. Liegt das Mysterium des Lebens nicht im Alltäglichen? Die Frage, die ich schon lange mit mir herumschleppte – Was ist eine Metapher? – verwandelte sich unversehens in die Frage: Was ist eine Rose? Dann fiel mir die berühmte Antwort auf diese Frage ein, wie sie die amerikanische Schriftstellerin Gertrude Stein gegeben hat: Eine Rose ist eine Rose ist ...

Ist diese Art der Ver-Antwortung einer Frage mehr als eine rhetorische Tautologie?

Fragen sind die Seele des Denkens, und wo das Fragen an sein Ende gekommen ist, ist auch das Denken an sein Ende gekommen, Gertrude Stein macht uns das in ihren letzten Äußerungen deutlich:

Auf dem Sterbebett fragte sie ihre Lebensgefährtin Alice Toklas: »Was ist die Antwort?«

Als diese schwieg, antwortete Gertrude Stein: »In dem Fall: Was ist die Frage?« (Alice B. Toklas, zitiert nach Stein 1989, S. 274).

Die Antwort läuft vom Ende her wie auf einem Möbiusband in den Anfang der Frage und von dort wieder zurück in das Ende der Antwort.

Es bleiben uns – und das ist das Tröstliche, das uns die Schriftstellerin G. Stein hinterlassen hat – also immer Fragen als Operatoren des lebendigen Denkens.

Bleiben wir zunächst noch bei der Frage nach der Frage:

Was ist die Frage?

Die Frage, zu der wir die Antwort schon haben, scheint zu sein: Was ist eine Rose?

Da wir uns nicht im botanischen Rosengarten befinden, sondern im Garten der Rhetorik, ist unsere unverblünte Antwort hier natürlich: Rose ist (hier) eine Metapher.

Damit haben wir die sprachliche Form des Wortes »Rose« durch die Blume der Rhetorik gesehen bzw. innerhalb dieses Kategoriensystems interpretiert. Das heißt, wir sind meta gegangen: Wir haben *in* Sprache eine Aussage *über* die Form einer sprachlichen Einheit gemacht, wir haben die Sprache als Spiegel, als Reflexionsmedium benutzt.

Ist diese Doppelbindung von Objekt und Meta-Ebene das Betriebsgeheimnis der Metapher? Ist die Metapher ein Auge, das sich selbst sieht?

Wie ist diese wundersame Metamorphose der Rose zur Metapher zu erklären?

Langsam kann man fragen, ob uns diese Methode des Fragens weiterführt?

Denn unmerklich haben wir die Frage »Was ist ...« in die Frage »Was bedeutet ...« verwandelt und sind so von Seinsfragen auf semantische Fragen gekommen: Wie entstehen Sinn und Bedeutung? Gut, eine Rose ist eine Metapher. Damit wären wir einen Schritt weitergekommen: von der Sachebene auf die interpretatorische Meta-Ebene. Was aber ist eine Metapher?

Eine Metapher, so sagt uns Aristoteles, der Archepoet der Metapherntheorie, ist eine auf verschiedene Weise mögliche »Übertragung eines fremden Nomens« (Rhetorik, III, 1413 a, Poetik 1457 b/21, S. 54) auf einen ihm nicht zugehörigen Gegenstand. Er definiert dabei die Metapher nach dem Modell der Etikettentheorie der Bedeutung:

Ein Nomen bedeutet einen Gegenstand oder, anders herum gesagt, der Gegenstand *ist* die Bedeutung. Den »Gegenständen« menschlicher Erfahrung sind wörtliche Etiketten zugeordnet, die als ihre eigentlichen Namen an ihnen kleben. Nimmt man etwa das prominente Aristotelische Beispiel »Achill ist ein Löwe«, dann wird auf die Person, deren eigentlicher Name »Achill« ist, ein ihr fremdes Nomen, nämlich »Löwe« übertragen.

Diese Theorie hat man später Substitutionstheorie der Metapher genannt, weil sie davon ausgeht, dass an den Ort des eigentlichen richtigen Nomens ein anderes, fremdes übertragen wird, das jenes ersetzt. Die für den metaphorischen Sprachgebrauch zentrale *Übertragung* eines neuen Nomens auf einen ursprünglich anders benannten Gegenstand erzeugt eine *Verfremdung*, die eine Störung der Logos-Ordnung darstellt, eine Falschaussage oder ein Kategorienfehler, denn in Wahrheit ist Achill natürlich kein Löwe, sondern der schnellste Läufer der Antike. Den Dichtern und Mythenzählern, all jenen, die es mit dieser Form von Wahrheit nicht so genau nehmen müssen, die keinen Anspruch auf die Wahrheit der in Frage stehenden Rede erheben, räumt Aristoteles den Gebrauch von Metaphern und anderen Tropen ein. Sie dienen einzig und allein rhetorischen Zwecken wie der Ausschmückung, der Überredung, der Versinnbildlichung einer Rede. Im Prinzip aber, so die Position von Aristoteles, wären sie durch wörtliche Begriffe, die wahrheitsfähig sind, ersetzbar. Die Metapher war damit als logisch abweichend aus der wahrheitsfähigen Rede, dem Diskurs der Wahrheit verdrängt.

Verdrängtes – das wissen wir von dem großen Metaphoriker Sigmund Freud – kehrt mit hoher Wahrscheinlichkeit wider.

Einen Menschen als Löwen zu bezeichnen hat doch etwas ähnlich Irrationales wie einen Indianer als Hirschen zu benennen, oder? Mit Metaphern scheint eine »Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel der Sprache« am Werk zu sein, wie man die aristotelische Position

aus den Augen Wittgensteins beschreiben könnte (Wittgenstein 1969, PU 109).

Kann also die metaphorische Rede nur Ausdruck einer Logoneurose sein?

Die aristotelische Rubrizierung metaphorischen Denkens als irrational hat beinahe zwei Jahrtausende gewirkt. Hat die Metapher durch diesen nie gelungenen Ausschluss etwas von ihrer Brisanz verloren? Nein, im Gegenteil, der Ausschluss hat die Subversivität metaphorischen Denkens immer lebendig gehalten, wie die Negation das Negierte immer wach, abwesend anwesend hält.

Was ist nun eine Metapher? Wie heißt es bei Aristoteles so schön: »Eine Metapher ist ein *Übertragung* eines Nomens auf ...«.

Was aber bedeutet »Übertragung eines Nomens«? Wir können uns heute unter der Übertragung eines Fussballspiels, der Übertragung von Rechten, der Übertragung von Information etc. sicher etwas vorstellen, ebenso von der Übertragung eines Namens, aber wenn überhaupt, dann werden wir bei der »Vorstellung« von ikonischen Zeichen, von Bildern inspiriert sein und nicht von logisch kontrollierten Begriffen.

Das Konzept der *Übertragung* erweist sich selbst als sprachliches Bild. Ist die Metapher ein sprachliches Urphänomen, ein Phänomen, ohne das die Sinnsuche des Menschen in der Welt mehr als trostlos wäre? Das ist eine Frage, die in einigen der hier vorliegenden Symposiumsbeiträge behandelt wird. Die versuchte nichtmetaphorische Definition dessen, was eine Metapher ist, ist also von Anfang an metaphorisch gewesen.

Was ist also eine Metapher?

Ist sie ein Gedicht, ein Kunstwerk, ein Enthymem, ein intensionaler Kontext, ein Spiegel, der sich selbst spiegelt, ein Fenster oder wie sonst die Meta-Metaphern alle heißen? Der Diskurs über die Metapher erweist sich als prinzipiell unabschließbar, er kommt nie zum Ende – und liegt nicht gerade darin das »Wesen« des Metaphorischen? Nach über zweitausend Jahren Reflexion über das Wesen der Metapher ist nur eines gewiss: Eine Metapher ist eine Metapher.

Damit wären wir bei der in Wissenschafts- und Philosophiegeschichte berühmten Frage danach, ob ein Begriff unter sich selbst fällt, fallen darf oder nicht, nach *autologischen* und *heterologischen* Begriffen. Als Tautologie ist die Prädikation »Eine Metapher ist eine Metapher« logisch betrachtet ebenso sinnlos wie »Eine Rose ist eine Rose«. Man könnte den letzten Satz logisch zu retten versuchen, indem man die zweite »Rose« als Metapher auf sich selbst angewendet versteht: Eine Rose ist eine *Rose*.

Damit wären wir den Paradoxien der Selbstreflexivität durch Einführung einer Meta-Unterscheidung entkommen. Das wäre zwar logisch korrekt, aber es nähme der Metapher die logische Widersprüchlichkeit,

die Ambiguität, die Dissonanz, die beim Hörer oder Rezipienten einen Prozess der Resonanz, der Sinnsuche auslöst.

Wollten wir die Rekursion der Fragen weiter in das Unbegriffliche treiben, dann müssten wir jetzt fragen: Macht das die Faszination metaphorischen Denkens aus, dass es wie auf einem Möbiusband von der einen Seite auf die andere läuft, die sich dann als dieselbe herausstellt? Kommen wir zwangsläufig vom Ende her zum Anfang und von dort her zum Ende zurück, im Kreis, in Spiralen?

Bleiben wir zunächst aber logisch ignorant und naiv bei Gertrude Steins Antwort: *A Rose is a Rose*. Wenn die Anwendung des Satzsubjektes Rose auf sich selbst zu einer metaphorisch wirksamen Prädikation führt, dann hat uns Gertrude Stein damit bereits die Grenzen der Substitutionstheorie metaphorisch vorexerziert. Denn wenn eine Metapher durch die Übertragung eines »fremden Nomens« entsteht – wie die Substitutionstheorie sagt –, dann haben wir mit »Eine Rose ist eine Rose« ein Beispiel, wo kein fremdes, sondern ein identisches, bekanntes Nomen, auf sich selbst angewandt, im Ergebnis zur metaphorischen Verfremdung führt.

Wir sehen jetzt den metaphorischen Prozess, bei dem die Rose durch die Metapher der Rose betrachtet wird. Ein Gedicht ist ein Gedicht. Berlin ist Berlin. Die Betrachtung der Metapher durch die Brille der denotativen Logik kann nur eine Tautologie konstatieren, sie kann nicht erfassen, wie eine Metapher die Fesseln der statischen Begriffslogik abstreift und unsere Einbildungskraft so freisetzt, dass neuer Sinn, neue Bezüge hergestellt werden. Wie die Metapher das schafft, war eine der Hauptfragen des Symposiums, und dies spiegelt sich auch in den hier vorliegenden Beiträgen wider. Auch diese Fragestellung führt uns zur genialen Tautologie Gertrude Steins zurück, die viele Jahre in der Rue de Fleurs in Paris lebte und dort nicht nur über den Namen der Rose lange vor Umberto Eco nachdachte:

»Also hören Sie! Verstehen Sie denn nicht, dass, als die Sprache neu war, – wie bei Chaucer und Homer –, der Dichter den Namen eines Dinges gebrauchen konnte, und das Ding dann wirklich da war?

Er konnte sagen ›O Mond‹, ›O Meer‹, ›O Liebe‹, und Mond und Meer und Liebe waren wirklich da. Und verstehen Sie denn nicht, dass er, nachdem Hunderte von Jahren vergangen und Tausende von Gedichten geschrieben worden waren, sich auf eben jene Worte berufen konnte und herausfinden, dass sie nur abgenutzte literarische Worte waren? ... Nun, Sie alle kennen Hunderte von Gedichten über Rosen, und Sie haben in Ihren Knochen gespürt, dass die Rose nicht vorhanden war. All jene Lieder, die Sopransängerinnen als Zugaben singen: ›Ich habe einen Garten, oh, was für einen Garten!‹ Nun, ich möchte nicht zuviel Nachdruck auf diese Zeile legen, weil sie nur eine Zeile in einem längeren Gedicht ist.

Also hören Sie! Ich bin kein Narr! Ich weiß, dass man im täglichen Leben nicht herumgeht und sagt: »is a is a ... is a ... is a ...«

Ja, ich bin kein Narr; aber ich denke, dass in dieser Zeile die Rose zum ersten Mal seit hundert Jahren in der englischen Dichtung rot ist« (Stein 1962, S. 176).

Eine Rose ist ein Rose ... belegt, dass die schöpferische Einbildungskraft, das *ingenium*, von dem der italienische Rhetoriker und Philosoph des 17. Jahrhunderts Giambattista Vico sprach, nicht nur durch die Verbindung von ungewöhnlichen und auseinander liegenden Vorstellungen Neues erzeugen und kreativ sein kann, nein, sondern auch und gerade durch die Verbindung von »Gewöhnlichem« und nahe beisammen liegenden Vorstellungen. Im Grenzfall sind daher sogar tautologische Formulierungen als Metaphern poetisch wirksam und in der Lage, neuen Sinn zu erschaffen. Kann der Substitutionsgedanke, dass durch die Metapher das eigentliche Nomen nur durch ein fremdes ersetzt wird und daher keine neue Bedeutung (denotative) ins Spiel gebracht wird, schlagender widerlegt werden als dadurch, dass man sogar mit demselben Nomen neue Bedeutung erzeugen kann?

Die Substitutionstheorie der Metapher kann das kreative Potenzial metaphorischen Denkens nicht begreifen, das war der alle Beiträge des Kongresses durchziehende Konsens. Dies spiegelt sich auch in den in diesem Band vorliegenden Aufsätzen wider. Alle Autoren beziehen sich auf die andere große Strömung der Metaphertheorie, die in Opposition zur fossilen Substitutionstheorie steht: die Interaktionstheorie.

Dieser relativ junge Theorieansatz – auf den sich auch die kognitive Linguistik bezieht – favorisiert im Gegensatz zur Substitutionstheorie ein dynamisches Verständnis der Bedeutungsentstehung: Demgemäß kommt die metaphorische Bedeutung durch einen *Prozess der Wechselwirkung* zustande, bei dem über unterschiedliche Wörter verschiedene semantische Felder verknüpft und dadurch vermischt werden.

Für die Interaktionstheorie werden dabei nicht nur zwei verschiedene Worte bzw. Gegenstände in einen Zusammenhang gebracht (wie im obigen Beispiel: Achill und Löwe), sondern verschiedene »Systeme assoziierter Implikationen« (Max Black) aufeinander projiziert. Achill wird im Resultat dadurch als dem Löwen in bestimmten Hinsichten (etwa bezüglich seines Charakters) ähnlich gesehen. Achill kann so durch die Brille des Löwenhaften, Starken, Tapferen etc. gesehen werden. Die durch die metaphorische Prädizierung ans Licht gebrachte Ähnlichkeit ist nicht »immer schon« vorhanden und brauchte nur noch enthüllt, aus dem Dunkel ans Licht gebracht zu werden – wie es die aristotelische Theorie nahe legt –, nein, sie gilt als konstruiert, als mehr oder minder *intentional geschaffen*, bei lebendigen Metaphern ist sie ganz neu. So werden im metaphorischen Akt disparate Elemente mit unterschiedlichen semantischen Netzen miteinander verknüpft, neue Verweisungs-

horizonte erschlossen und dadurch neue Bedeutung gestiftet. Vico hat gerade in der Schaffung neuer Ähnlichkeiten die große Synthesiskraft der Metapher erkannt.

In der Metapher von der *Synthesiskraft* liegen natürlich die meisten Probleme der Metaphertheorie selbst begraben. Es ist aber das Verdienst interaktionstheoretischer Ansätze, diese Probleme in ernst zunehmender Weise formuliert und einer prinzipiellen Beantwortung zugeführt zu haben (Debatin 1995). Die Substitutionstheorie – die ich als Hintergrundfolie hier kurz skizziert habe, wird – soweit ich sehe – heute von niemandem ernsthaft in der alten Form vertreten.

Der interaktionstheoretische Ansatz in der Metapherforschung hat sich inzwischen durchgesetzt und bietet vielfältige Anschlussmöglichkeiten für Kognitionspsychologie, Linguistik, Wissenssoziologie, Literaturwissenschaft, Psychotherapie und Philosophie.

Die Interaktionstheorie ist auch der theoretische Rahmen, in dem die hier vertretenen Wissenschaftler die Frage um das Wesen der Metapher innerhalb ihrer Disziplin reflektieren.

Damit bin ich bei dem kursorischen Überblick, der in diesem Band vertretenen Kongressbeiträge.

Der Philosoph Josef Mitterer (Klagenfurt) thematisiert in seinem Aufsatz *Vom richtigen Abstand. Zur Metapher der objektiven Distanz* eine metaphorische Idee, die sich sowohl in vielen Wendungen der Alltagssprache wie im wissenschaftlichen Diskurs manifestiert. Dieser Aufsatz ist ein gutes Beispiel für eine Reflexion philosophischer Metaphern, die deren implizite Prämissen durch Fragen offen legt. Urteile, die aus einem bestimmten, dem »richtigen« Abstand gefällt werden, sind der Metapher gemäß zuverlässiger als Urteile, die diesen Abstand nicht haben. Dieser Abstand, der zu »objektiven« Urteilen führt, kann ein zeitlicher, ein räumlicher und/oder ein emotionaler Abstand sein.

Mitterers Reflexion zur Metapher von der »objektiven« Distanz und dem »richtigen« Abstand zeigt, dass diese ungeeignet sind, diskursive Konflikte zu lösen. Denn wenn wir an anderen Auffassungen kritisieren, dass diese den »richtigen Abstand« nicht haben, dann setzen wir voraus, dass der richtige Abstand der ist, den *wir* haben.

Die Metapher der objektiven Distanz – so Mitterers Konklusion – ist damit nur eine von vielen argumentativen Möglichkeiten, um in Konfliktdiskursen die Eigenauffassung gegen rivalisierende Auffassungen zu stärken und gegen Kritik zu immunisieren.

Ähnlich wie Liebert, Fischer u. a. sieht Bernhard Debatin (Athens, Ohio, USA) in seinem Beitrag *Rationalität und Irrationalität der Metapher* in der Metapher eine »Als-ob«-Prädikation, bei der zuvor disparate Elemente so miteinander verbunden werden, *als ob* sie zusammengehörten. Durch diese »Als-ob«-Prädikation wird ein neues Verständnis, ein neues Sehen der Welt bzw. eines bestimmten Aspektes der Welt

erzeugt. Eine metaphorische Neubeschreibung eröffnet eine neue Perspektive auf einen Gegenstand und ist insofern als Einheit von Perspektiveneröffnung *und* Gegenstandsdarstellung zu verstehen. In der welter-schließenden Leistung im Modus des »als ob« sieht Debatin die *kognitive Kraft* der Metapher.

Über die Diskussion der Stärken und Schwächen der *traditionellen Metaphertheorien* kommt Debatin zu dem von ihm bevorzugten *interaktionstheoretischen* Ansatz und der Frage, worin die *Rationalitätskriterien* liegen, nach denen die Irrationalität bzw. Rationalität der Metapher bewertet werden kann. Er fasst Rationalität diskurstheoretisch als kommunikative Disposition, als das *Vermögen zur Verständigung* und sieht in der *Angemessenheit* gegenüber dem Kontext und der *pragmatischen Konsistenz* zwei Kriterien, *anhand derer sich die Rationalität einer Metapher bestimmen lässt*. Debatin bestimmt gemäß diesen Kriterien die Metapher als *rationalen Vorgriff*.

Die lebendige, die innovative Metapher, die neuartige Bedeutungen schafft, hat eine voraus- und übergreifende Funktion. Der darin liegende antizipierende Weltbezug ist, so Debatins These, die Grundfunktion der Metapher. Der metaphorische Vorgriff ist insoweit *rational*, als er im Sinne der beiden Rationalitätskriterien stimmig ist und auf gelingende Verständigung abzielt.

In seinem Beitrag *Poetik des Wissens* konzentriert sich Hans Rudi Fischer (Heidelberg) auf die alte, umstrittene Frage, ob die Metapher einen kognitiven Gehalt hat. Diese Frage ist eng verknüpft mit der Frage nach der Rationalität/Irrationalität der Metapher bzw. damit, ob die Metapher Ausdruck paralogischen, von der allgemeinen Logik abweichenden Denkens ist. Im Rückgriff auf die Abduktionstheorie von Peirce zeigt Fischer, dass die Metapher als verkürztes Enthymem, als Resultat eines abduktiven Schlusses verstanden werden kann, bei dem die beteiligten Begriffe ihren Gehalt (Denotation/Konnotation) verändern, wodurch neues Wissen erzeugt wird. Als kognitive Prozesse haben Metaphern eine schlussfolgernde Struktur, wir erschließen uns mit ihnen die Welt, in der wir leben. Metaphern stellen für Fischer ein Phänomen einer dritten Art dar, das sich prinzipiell nicht in binären Oppositionen begreifen lässt, das sowohl irrational als auch rational zugleich ist.

Fischer zeigt, dass es einen Übergang zwischen einem Denkfehler und einer neuen Art zu Denken gibt. Die Metapher ist weder logisch richtiges Denken noch ein Denkfehler, sie markiert ein Dazwischen, eine Metamorphose unseres Zeichensystems, mit dem wir die Welt repräsentieren. Insofern erzeugt sie eine Denkkänderung, eine neue Art des Denkens und Beschreibens. Metaphern verändern die Landkarte unseres Denkens (das »system of believes«) mehr oder minder fundamental und sind als Veränderung zweiter Ordnung zu begreifen, als Veränderung der Art und Weise, wie wir die Welt sehen (Fischer 1999).

Am Beispiel der alten und immer noch lebendigen Metapher Rose zeigt die Philosophin und Politologin Francesca Rigotti (Lugano), wie erhellend eine phänomenologische Betrachtung der Metapher sein kann. Sie verbindet mit der strittigen Frage, ob die Ähnlichkeit, die eine Metapher zwischen zwei Bereichen sieht, im Auge des Betrachters oder in den Gegenständen liegt, mit der Frage danach, worin das kreative Potenzial der Metapher zu suchen ist. Das Moment der »Ähnlichkeit« verbindet beide Fragen. Das Denken wird durch die janusköpfige Metapher auf Trab gehalten, der Geist zu einer peripatetischen Pendelbewegung gebracht, wie sie etymologisch im Cogito verankert ist: cogito (cognoscere) kommt von co-agito, hin- und herschütteln.

Dass es sich bei Metaphern um ein *trompe d'esprit* handelt, belegt die Geschichte der »Übertragung« von Jochen Hörischs (Mannheim) Vortragstitel für den Kongress: *Ver-Dichtungen. Metaphern sagen es dichter*.

Als er mir zunächst telefonisch seinen Vortragstitel nannte, habe ich zunächst ein doppeltes Spiel mit »dichten« herausgehört, ich verstand das zweite »dichter« nicht als Komperativ des Adjektivs »dicht«, sondern großgeschrieben, nämlich als »Dichter«. Der grammatikalische Regelverstoß – dass das Dativ-n dabei fehlte – machte mich nicht stutzig, ist doch der Regelverstoß das Prinzip aller rhetorischen Figuren, so dass das Fehlen des n meine Interpretation eher bestätigte.

Der Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch hatte auf meinem »Vorstellungsklavier« Tasten angeschlagen, die Hölderlins Selbstverständnis vom Dichter als Medium zwischen Gott und Mensch zum Klingen brachten, der »dem Volk ins Lied gehüllt« die himmlische Gabe zu reichen habe. Ein weiterer Halbton bestätigte meine Lesart, nämlich Heideggers Rezeption und Interpretation von Hölderlins »Dichterisch wohnet der Mensch ...«. So war die Melodie von Hörischs Lied so: Metaphern (Eingebungen) sagen es Dichtern, und Dichter sagen es den Menschen. Selbst als Jochen Hörischs Vortragstitel schriftlich nachgereicht wurde, und dichter klein geschrieben war, hielt ich an meiner Interpretation fest: Ich nahm zunächst an, dass es sich um einen doppelten Tippfehler handeln musste, wobei auch das n von Dichtern verschluckt worden sein musste. Ein schönes Beispiel dafür, wie wir mit unseren Interpretationen nach Affirmation unserer Hypothesen suchen und dabei Wahrnehmungssperren aufbauen (Ingnoranz), um uns vor Falsifikation zu schützen (wie in der Wissenschaftstheorie von Peirce und Popper das immer wieder belegt wurde). Da ich mir aber letztlich nicht sicher war, ließ ich noch einmal nachfragen, worauf meine Lesart »objektiv« falsifiziert wurde. Metaphern sagen es dichter!

Für den Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch ist der militante analytische Reflex gegen Metaphern irrational, lebt doch gerade die Poesie, die Literatur – das Brot des Literaturwissenschaftlers – von Ver-

Dichtungen, die den metaphysischen Strom, der die Ufer des Rationalen von denen des Irrationalen trennt, einerseits metaphorisch überbrücken andererseits diese Brücke sofort wieder metaphorisch einreißen.

Hörisch fokussiert in seinem Essay auf jenes dialektische Grundmoment von Metaphern, dass sie gibt, indem sie nimmt, dass sie Verbindungen stiftet und diese gleich wieder sprengt. Dass es selbst in den Naturwissenschaften – die immer metaphernfreie Territorien sein wollten – nur so von Metaphern wimmelt, springt dem Unvoreingenommenen sofort ins Auge. Wir hören vom Gencode in der Mikrobiologie ebenso wie in Physik und Astronomie von Sonnenwinden, von Urknall, von Schwarzen Löchern, Roten Riesen, Wurmlöchern etc. Hörisch weist zu recht darauf hin, dass selbst die Mathematik ein Reservat für Metaphern ist: Die Wurzeln und Fasern, die im Cantor-Staub gedeihen, machen den Garten der Mathematik zu einem Chaos, wo sich Schmetterlinge ebenso tummeln wie Enten.

In Hörischs reichem Essay wird deutlich, warum die Metapher sich dem rationalen Zugriff so hartnäckig entziehen kann: Die Metapher ist meta-physiklastig oder metaphorisch gesagt, Metapher und Metaphysik sind nicht *wie* zwei Seiten einer Medaille – das wäre ein Vergleich – sie *sind* die zwei Seiten *einer* Medaille, eines Sach-Sinn-Zusammenhangs. Insofern nimmt uns Hörischs Essay mit hinein ins minoische Labyrinth, wo der Ariadne-Faden nur durch ein ewiges recurrere abgewickelt und so Ausgang und Eingang verknüpft werden.

Der Wissenssoziologe Peter Weingart (Bielefeld) geht in seinem Beitrag *Unordnung in der Wissenschaft – Zur Karriere des »Chaos«-Begriffs* der Frage nach, warum für die Wissenssoziologie die Metaphernanalyse von Interesse ist.

Dass keine Wissenschaft ohne Metaphern auskommt, ist heutzutage eine Trivialität, dass aber zentrale Metaphern – man könnte sagen die Wurzelmetaphern von Theorien – wie die Chaostheorie im Kern aus metaphorischen Konzepten bestehen, die bisweilen viele andere Diskurse regelrecht überfluten, das macht Weingarts Analyse des Chaos-Begriffs deutlich. Dabei bestätigt er Wittgensteins Gebrauchsthese der Bedeutung, dass die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist, und zeigt, dass selbst logisch definierte Begriffe semantisch nicht zu kontrollieren sind, weil die Sprachnutzer nicht zu kontrollieren sind.

Die Analyse der Produktion und Zirkulation von Wissen in funktional differenzierten Gesellschaften zeigt für Weingart, dass Wissen zwar nicht als kompakte Größe zirkuliert, es dennoch aber immer wieder zu relativ stabilen »Themen«, »Paradigmen«, »Weltbildern« kommt. Die Metaphernanalyse versucht beides in den Blick zu nehmen: die Konstruktion lokaler Bedeutungen in den jeweiligen Diskursen und ihre fallweise Vernetzung zu global signifikanten Themen und anderen Diskursen.

Die Metaphernanalyse in der Wissenssoziologie analogisiert das Funktionieren von Wissens-elementen mit der Funktion von Metaphern in der Poesie und greift auf interaktionstheoretische Ansätze der Metapherntheorie zurück. Wie Metaphern in einem Gedicht zunächst irritieren, weil sie nicht buchstäblich zu verstehen sind, und erst durch die Interaktion mit dem Kontext des Gedichts Sinn erlangen und dadurch dem Gedicht eine semantische Nuance geben, die es ohne die Metapher nicht gehabt hätte, »so verhält es sich auch mit der Interaktion von neuen Wissens-elementen in den sie importierenden Diskursen: Sie wirken aufeinander und verändern sich dabei« (Weingart).

Weingarts wissenssoziologische Diskursanalyse des Chaos-Begriffs belegt, wie fruchtbar es sein kann, wenn die kognitive Funktion von Metaphern bei der gesellschaftlichen Produktion von Wissen berücksichtigt wird.

Der Aufsatz der Wissenssoziologin Sabine Maasen (Basel) ist ein gutes Beispiel für eine Begriffsanalyse, die das metaphorische Potenzial von Begriffen am Beispiel von Foucaults Begriff der Selbsttechnologie wissenschaftshistorisch aufarbeitet. Es ist eine Metaphernanalyse im konstruktiven Sinn. Maasen schlägt vor, das Konzept der Selbsttechnologie als eine Metapher zu betrachten, mit deren Hilfe Sexualtherapie als die methodische Herstellung sexueller Selbstbeobachtung werden kann. Ihre Studie zeigt auch, dass und wie Metaphern wissenschaftliche Fragestellungen und Suchrichtungen orientieren und innovieren. Die Subjekt-Objekt-Relationen werden in der Metapher von der Selbsttechnologie verkehrt. Die Metapher des Selbst ist sowohl Subjekt als auch Objekt der Technologie, die Selbst produziert.

Mit ihrer Interpretation, dass der Begriff der Selbst-Technologie bei Foucault metaphorisch zu verstehen ist, argumentiert sie nicht nur für eine empirische Analyse der Kultur von Selbstthematisierungstechnologien, sondern auch methodologisch für eine Kultur metaphorisch unterstützter Reflexion in den (Sozial-)Wissenschaften.

Der Kognitionspsychologe und Begründer des radikalen Konstruktivismus Ernst von Glasersfeld (Amherst, USA), setzt sich in seinem Beitrag *Metaphern als indirekte Beschreibung* mit der Metapherntheorie Lakoffs und Johnsons, den Begründern der kognitiven Linguistik, auseinander. Deren grundlegende Prämisse besteht darin, dass Metaphern als kognitive Strukturen, die unsere Erfahrung und unser Erleben der Welt prägen, eine vorsprachliche, erfahrungsabhängige Grundlage haben. Glasersfelds eigene Forschungen zum Spracherwerb und zur Begriffsbildung beim Kinde belegen Lakoff/Johnsons Hypothese. Für Ernst von Glasersfeld lassen sich Metaphern als indirekte Prädikationen verständlich machen, die »übertragen«, das heißt, sie haben einen kognitiven Gehalt. Glasersfeld sieht in Metaphern – ähnlich wie Fischer – abduktive Schlüsse am Werk, die Neues generieren. Die prinzipielle

Ambiguität der Metapher ist für Glasersfeld die Quelle dafür, dass Metaphern indirekt beschreiben. Für Metaphern gilt, dass sie mindestens eine Eigenschaft von einem Ding der Erlebenswelt auf ein anderes Ding »übertragen«, aber die Attribution indirekt (verblümt) bleibt, weil nicht bestimmt ist, welche Eigenschaft gemeint ist. Die Selektion aus einer Fülle von möglichen Attributen muss der Rezipient der Metapher vornehmen.

In seinem Beitrag *Metaphern: Pfeffer und Salz in der Kreativitätssuppe* bringt der Kognitionspsychologe Joachim Funke (Heidelberg) Metaphernforschung und Kreativitätsforschung zusammen. Er diskutiert die Rolle von Metaphern für den kreativen Prozess. Was ist aus psychologischer Sicht das Wesen der Kreativität? Drei Faktoren sind dabei entscheidend: kreative Personen, kreative Prozesse und kreative Produkte. Funke gibt zunächst einen instruktiven Überblick über den gegenwärtigen Stand psychologischer Kreativitätsforschung, um daran anschließend die Kreativität metaphorischen Denkens zu hinterfragen. Er zeigt, dass Metaphern bei kreativen Prozessen eine entscheidende Rolle spielen. Sie sind ein wichtiges Hilfsmittel zur Erhöhung des kreativen Potenzials und lenken die Aufmerksamkeit über Analogiebeziehungen des Wissenden auf weniger saliente Merkmale. Sollen neue Assoziationen hergestellt und das Geschäft der Kreativität betrieben werden, so ist sowohl das Bilden von Metaphern als auch das Verstehen von Metaphern kreativ. Funke schreibt Metaphern eine katalytische Funktion zu, sie regen konstruktive Prozesse an, die die Bildung neuer Assoziationen unterstützen. Daher kann er mit Fug und Recht Metaphern als Gewürze der Kreativitätssuppe bezeichnen.

Der Artikel des Familientherapeuten und Psychoanalytikers Michael M. Buchholz (Göttingen), *Der Körper in der Sprache. Begegnungen zwischen Psychoanalyse und kognitiver Linguistik*, baut auf dem von Alfred Lorenzer im Rekurs auf Wittgenstein interaktionstheoretisch begründeten psychoanalytischen Sprachverständnis auf (vgl. dazu Fischer 1982), das – im Gegensatz zum klassischen Name-Gegenstand-Modell, bei dem Individuen mit ihren Bezeichnungen die Gegenstände der Welt benennen und semantisch kontrollieren – in natürlichen Sprachen Interaktionseinheiten bezeichnet sieht. Der Blick auf das »Dazwischen«, auf das, was nicht auf die beiden Beteiligten an einer Interaktion reduziert werden kann, führt weg von dualistischen Konzepten und öffnet den Blick dafür, dass »Geist« als Produkt interaktiver Phänomene verstanden werden kann. Damit werden präverbale bzw. präsymbolische Muster, die in interaktiver Körpererfahrung des Individuums mit seiner physischen Umwelt geprägt werden, zum interessanten Fokus entwicklungspsychologischer Theorien des Selbst.

Hier konvergieren psychoanalytische Entwicklungstheorien mit Ansätzen aus der kognitiven Linguistik, wie sie von Lakoff und Johnson

konzipiert wurde. Dort werden interaktive körperliche Formen untersucht, die dem symbolischen Sprachgebrauch als vorgelagert angesehen werden und in denen Lakoff und Johnson die kognitive Grundlage von Metaphern sehen. Buchholz wendet sich abschließend der Rolle solcher Körperschemata zu, um den vergessenen Körper bei der Bestimmung des Psychischen wieder in die Kommunikation zurückzuholen.

Der in Teilen eher essayistisch gehaltene Beitrag *Geld oder Liebe. Zur unterschiedlichen Logik zweier Beziehungsmetaphern* des Heidelberger System- und Familientherapeuten Arnold Retzer fokussiert auf die in Familien- und Paartherapien hoch relevanten Kommunikationscodes *Geld* und *Liebe*, deren unterschiedliche Logik er auf die von Tausch und Gabe (Geschenk) zurückführt. Bei näherem Hinsehen erweisen sich Tausch und Gabe als inkommensurabel, so dass Liebesbeziehungen im Gegensatz zu Partnerschafts- bzw. Geschäftsbeziehungen nicht mit dem Maßstab Geld (Tauschhandel) verrechnet werden können. Die Alternative Geld oder Liebe erweist sich von ihrer Logik her als disjunkt; Liebe ist nicht konvertibel in eine Währungseinheit wie Geld oder Verhalten. Von daher erweist es sich als Kategorienfehler Liebesbeziehungen als Tauschbeziehungen bestimmen zu wollen, in der es um einen »Ausgleich von Geben und Nehmen« geht. Es ist das Gegenteil dessen, was wir gemeinhin unter Liebe (Gabe, Geschenk) verstehen. Retzer macht in seinem Beitrag deutlich, dass die Metaphorik des Tausches – wie sie von Anton Suitbert Hellinger und seiner Schule in die Familientherapie eingeführt wurde – eine Pseudo-Rationalisierung von Liebesbeziehungen ist, deren Absurdität sofort deutlich wird, wenn man die Verrechnungseinheiten (»Schuld«) betrachtet: So ist Brustkrebs als Preis von Frauen zu bezahlen, deren Mitgefühl für ihre Männer zu gering war, oder Krebs als Sühne für eine Abtreibung (Hellinger 2000, S. 98, vgl. Retzer in diesem Band). Retzers Beitrag ist ein schönes Beispiel von Sprachkritik als Ideologiekritik, eine Illustration wie die Tauschmetaphorik auf Liebesbeziehungen projiziert mehr verdunkelt, als erhellt. Vor allem der absurde Maßstab für »Schuld« als Erklärungskonzept von Krankheit (das ja noch nicht einmal als Metapher missverstanden wird, sondern für »bare Münze« genommen wird) und die kaum verbrämte, autoritäre Festlegung des Maßstabes mit dem gemessen wird, machen 200 Jahre nach Kants Tod – und trotz der Dialektik der Aufklärung – deutlich, dass sein Leitspruch *sapere aude* nichts von seiner Aktualität verloren hat.

Der Linguist Wolf-Andreas Liebert (Koblenz) zeigt in seinem Aufsatz *Metaphern als Handlungsmuster der Welterzeugung. Das verborgene Metaphern-Spiel der Naturwissenschaften* zunächst auf, wie radikal – von der Wurzel auf – auch und gerade die Naturwissenschaften von Metaphern – als Art kollektiver Denkmuster – durchzogen sind. Im zweiten Schritt entwickelt er eine handlungs- und sprachspielorientierte

Metapherntheorie, die auf dem Begriff des »Als-ob-Sprachspiels« aufbaut.

Im Rahmen dieses auf Wittgensteins Sprachspielmethodologie fußenden Ansatzes greift Liebert auf Peppers (1966) Theorie der Welthypothesen zurück. Dessen Kategorisierungen in vier große Welthypothesen, mit je eigenen Wurzel-Metaphern, können als grundlegender, Kohärenz schaffender Hintergrund für weitere Metaphernbildungen verstanden werden. Für die Naturwissenschaften nimmt Pepper eine mechanistische Welthypothese an, der er die Maschinenmetaphorik zuordnet. Liebert entwickelt aus den Komponenten des Als-ob-Sprachspiels, der Welthypothese und der Wurzel-Metapher eine Metapherntheorie, die sich als Grundlage für Analysen wissenschaftlicher und massenmedialer Texte eignet. Er arbeitet die Macht der mechanistischen Metaphorik in wissenschaftlichen Texten heraus und zeigt, wie das unreflektierte Übernehmen der Maschinenmetaphorik dazu führt, auch deren grundlegende Perspektive und Bewertungen zu übernehmen und zu perpetuieren. Die mit Metaphern vorgenommenen impliziten Bewertungen urteilen über bestimmte Weltansichten, die in den entsprechenden Texten stillschweigend mitvermittelt werden. Liebert geht von einer Als-ob-Modalität der Metaphorik aus, in der Weltentwürfe und Perspektiven in ihrer Perspektivität genutzt, infrage gestellt und spielerisch ausgetauscht werden können. Diese Als-ob-Mentalität ist weder rein faktivischer noch rein fiktiver Natur. Auch Liebert argumentiert damit für die Metapher als ein Dazwischen. Schließlich wird für eine Vielfalt von Als-ob-Sprachspielen jenseits des mechanistischen *als ob* plädiert.

Die Fruchtbarkeit eines disziplinäre Schranken überwindenden Herangehens bei der Klärung der Funktion der Metapher zeigt auch der Aufsatz des Linguisten Fritz Hermanns (Heidelberg). Er macht auf einen wichtigen Gedanken aufmerksam, der in klassischen Metapherntheorien meist vernachlässigt wird. Neben der kognitiven Funktion, die Metaphern – wie Wörtern – zugeschrieben wird, die in einer »Übertragung« von Vorstellungen (Ideen, Gedanken), von Merkmalen des einen Gegenstandes (»Bildspenders«) auf den anderen (»Bildempfänger«), gesehen werden, fokussiert Hermanns in seinem Beitrag darauf, dass Metaphern auch den Sinn haben können, Emotionen oder Volitionen (oder beides) auszudrücken. Diese Unterscheidung nutzt Hermanns um eine metaphorische Deontik zu skizzieren.

Um diese plausibel zu machen, klärt er zunächst den Begriff *Einstellung*, der in der Sozialpsychologie um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts Karriere gemacht hat. Solche Einstellungen setzen sich aus drei Komponenten zusammen, die miteinander verwoben sind: einer *kognitiven*, einer *emotiven* und aus einer dritten, die Hermanns *volitive* Komponente nennt. Umgangssprachlich formuliert, geht es um die drei Komponenten *Denken, Fühlen, Wollen*.

Im Weiteren fokussiert Hermanns darauf, dass bestimmte Wörter ein bestimmtes Wollen bzw. Sollen zum Ausdruck bringen, wie das der Fall ist, wenn man etwas beispielsweise *Unkraut* nennt und damit mehr oder minder dazu auffordert, dieses so benannte Etwas zu vernichten. Hermanns nennt das die deontische Bedeutung und konzentriert sich bei seiner Analyse auf die deontische Bedeutung der Metapher. Anhand von Beispielen – metaphorischer Gewaltenthemmung und -aufreizung – erläutert Hermanns den Gedanken der »Einstellungsübertragung« und belegt, welche Rolle die volitive Komponente der Metaphorik spielt.

Im letzten Beitrag des Bandes untersucht der Linguist Bernhard Pörksen (Hamburg) in seinem Artikel zur *Konstruktion ideologischer Wirklichkeiten* die Metaphorik neonazistischer Veröffentlichungen und zeigt, wie durch metaphorische Konzepte eine ideologische Wirklichkeit erzeugt wird. In der Metaphorik rechtsradikaler Gruppen äußern sich nicht nur deren Weltmodelle, sondern auch die ihnen zugrunde liegenden Vorstellungs- bzw. Denkschemata. Wir haben es also nicht nur mit einem »Reden oder Denken über« zu tun, mit Wirklichkeit konzeptualisierenden, sondern mit handlungsleitenden und Wirklichkeit erschaffenden Mechanismen zu tun. Eine metaphorisch so erzeugte Wirklichkeit ist nicht nur selbstbestätigend, sondern auch immun gegen Falsifikation, sie ist geschlossen, sie kann nicht an der Wirklichkeit scheitern, weil nicht sein kann, was nicht sein darf. In solchen Fällen lässt sich von der *Konstruktion einer ideologischen Wirklichkeit* (Pörksen) sprechen. Solche ideologischen Wirklichkeiten lassen keine Veränderung zu, sie kennen nur ein bipolares Entweder und Oder, Zwischenwerte werden als fuzzy, als bedrohlich erlebt und müssen ausgeschlossen werden. In einer solchen Sprache herrschen fundamentalistische Diskursprinzipien – wie in Idealsprachen-Modellen –, die nur *Eindeutigkeit* zulassen und alle begriffliche Ambi- bzw. Polyvalenzen kommunikativ auszuschließen versuchen.

Auch der den Band abrundende Beitrag zur Konstruktion ideologischer Wirklichkeiten belegt, zu welchen interessanten Ergebnissen die empirische Metaphernforschung geführt hat, seit sie sich von der Fokuseinengung substitutionstheoretischer Ansätze befreit hat.

Literatur

- Aristoteles (1980): *Rhetorik*, übersetzt von F. G. Sieveke, München: Fink.
 – (1961): *Poetik*, übersetzt von Olof Gigon, Stuttgart: Reclam.
- Debatin, Bernhard (1995): *Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung*, Berlin: de Gruyter.
- Fischer, Hans Rudi (1982) »Die Psychoanalyse im Lichte der Wittgenstein'schen Sprachspielanalyse«, in: *Zeitschrift für klinische Psychologie und Psychotherapie*, Heft 4/1982, S. 320-332.
- Stählin, W. (1914): »Zur Psychologie und Statistik der Metaphern«, in: E. Meumann, W. Wirth (Hg.): *Archiv für die gesamte Psychologie*, Band 31. Leipzig/Berlin: Wilhelm Engelmann.
- Gertrude Stein (1989): *Ein Leben in Bildern und Texten*, hg. von Renate Stendhal, Zürich: Arche.
- Stein, G. (1962): *Was sind Meisterwerke? Essay*. Mit einer Einführung von Thornton Wilder, Zürich: Arche.
- Wittgenstein, Ludwig (1969): *Schriften 1. Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Josef Mitterer Vom richtigen Abstand

Zur Metapher der objektiven Distanz

»Die Zeit vertreibt die Falschheit und enthüllt die Wahrheit.«
 (Gemälde von Tiepolo)

»Nicht wir, die Geschichte, die die Wahrheit an den Tag bringt,
 bleibt unser Richter.«
 (Inscription am Mausoleum von Generalfeldmarschall Radetzky)

»Die Geschichte wird zeigen, wer wessen Zeitgenosse ist.«
 (Arnold Schönberg über Thomas Mann)

»Mr. Haider ist still something of a mystery.
 Only time will tell if he is a thorough villain.«
 (Economist)

»In der Physik setzen sich in the long run
 die richtigen Theorien durch.«
 (Anton Zeilinger)

1. »Erst im Laufe der Zeit wird sich herausstellen, was von der gegenwärtigen Kunst und Literatur Bestand hat und in die Kunst- und Literaturgeschichte eingeht.« »Die Zeit wird die Spreu vom Weizen trennen.« »Die Geschichte, die Zukunft, wird zeigen, wer recht hat und wer unrecht, was bleibt und was nicht, was vergänglich ist und was unvergänglich.«

In diesen und in vielen anderen Sätzen und Wendungen unserer Alltagssprache und auch unserer wissenschaftlichen Diskurse manifestiert sich eine Idee, die in der *Metapher des richtigen Abstandes*, der *Metapher der objektiven Distanz* zum Ausdruck kommt. Dieser Metapher zufolge sind Urteile die aus einem bestimmten, nämlich dem richtigen Abstand gefällt werden, zuverlässiger als Urteile, die diesen Abstand nicht haben.

Dieser Abstand kann ein zeitlicher, ein räumlicher und/oder ein emotionaler Abstand sein.

2. Wie können wir den richtigen Abstand bestimmen oder gewinnen? Ist er als Maßstab für zuverlässige Beurteilungen überhaupt brauchbar? Wie groß, wie lang ist zum Beispiel der richtige *zeitliche Abstand*? In der Geschichtswissenschaft sollen, so ein bekannter Zeithistoriker, eine oder gar zwei Generationen vergangen sein, bevor zuverlässige Urteile möglich sind. Bei *räumlichen Abständen* ist oft Kürze angesagt: es heißt ja, dass sich erst »bei näherem Hinschauen«, »bei näherer Betrachtung«